



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brix, Th.: Von der Schriftstellerei

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sich irrte, als er am 12. Februar 1896 die zweite Abteilung seines Reichsamts des Innern für ein ausreichendes Reichsarbeitsamt erklärte? Hoffentlich wird die Unzweckmäßigkeit und Bopfigkeit der bestehenden Einrichtungen, die auch in der Bearbeitung der Konfektionsfrage zu Tage getreten ist, zu vernünftigen Reformen führen. Wie die Rollen jetzt zwischen dem Reichsamt des Innern, der Kommission für Arbeiterstatistik und dem statistischem Amte verteilt sind, das widerspricht einfach dem gesunden Menschenverstande. Der Bopf muß fort!



Von der Schriftstellerei

Von Th. Briq (in Berlin)



ch weiß nicht, was ich schreiben soll — dieser Stoßseufzer entringt sich oft der Brust derer, die einen Pflichtbrief zu schreiben haben. Es ist hart, die Gedanken auf etwas richten zu müssen, was einem fern liegt und wofür das Interesse fehlt. Wo ein äußerer Zwang zum Schreiben vorliegt, stellt sich eine Schwierigkeit ein, die da nicht vorhanden ist, wo innere Neigung zum Schreiben antreibt. Die Gewohnheit, das Denken auf bestimmte Gegenstände zu richten, sich immerfort mit ihnen zu beschäftigen, zugleich diesen Gedanken die für die Veröffentlichung bestimmte Form zu geben, charakterisirt den berufsmäßigen Vielschreiber. Hat er diese Gabe nicht, so taugt er nicht zum Schriftsteller. Über die Entstehungsart schriftstellerischer Erzeugnisse aber herrschen vielfach unzutreffende Vorstellungen.

Mir hat vor einigen Jahren einmal ein Bekannter sein Erstaunen darüber ausgesprochen, daß ich immer etwas zu schreiben wisse. Ihm sei das ganz unbegreiflich; wenn er immer schreiben sollte, würde es ihm bald durchaus an Stoff fehlen. Ich stellte ihm, der ein sehr redseliger Herr war, die Frage, ob er sich denn nicht darüber wundere, daß es ihm in Freundeskreisen nie an Gesprächsstoff fehle. Er mußte mir zugeben, daß das Schreiben von dem Plaudern nicht so gar verschieden, daß es also nicht unerklärlich sei, wo der Schreibende den Stoff herbekomme. In der That ist ja das Vielschreiben nur das Vielschwätzen in einer andern Form, in einer strengern (so sollte es wenigstens sein), durchweg vornehmern Form, zu der sich von selbst und ungezwungen in dem Schriftsteller die Gedanken fügen. In dem einen wie in dem andern Falle aber ist das, was die Gedankenäußerungen hervortreibt, eine Gehirnthätigkeit, die durch die ganze Geistesenttümlichkeit des Menschen bedingt ist, und die auszuüben ihm Bedürfnis ist. Der Drang zum Ausprechen dessen, was das Gemüt bewegt, ist bei dem Schriftsteller so gut vorhanden wie bei dem, der sein Herz dem Freunde ausschüttet, oder bei dem, der sich einen größern Kreis wählt, der in der Wirtshausstube oder im Versammlungslokal seine Weisheit an den Mann bringt. Und damit erledigt sich die Schwierigkeit, daß man „nichts zu schreiben weiß,“ ganz von selbst. Wie einen

jeden die täglichen Sorgen beschäftigen, wie immer sein Interesse den Gegenständen zugewandt ist, mit denen ihn seine Berufsthätigkeit oder seine sonstigen Beziehungen in Berührung bringen, wie denn auch hierüber sich auszusprechen eine Wohlthat für ihn ist, so nehmen auch die Gedanken des Schriftstellers eine bestimmte Richtung ein, so wird er durch Ereignisse oder durch Veröffentlichungen der Presse, die den Kreis seiner Interessen berühren, erregt und zum Schreiben angereizt. Er empfindet, indem er seine Gedanken dem Papier anvertraut und an die Öffentlichkeit bringt, dieselbe Befriedigung wie andre im Privatgespräch. Er schmeichelt sich vielleicht auch mit der Hoffnung, daß seine Darstellung ein wenig überzeugende Kraft habe, daß er ein Geringes wirken könne für die Verbreitung der Ideen, für die er eintritt, und er mag sich über diese Wirkung des Geschriebnen wohl oft ebenso sehr täuschen, wie mancher, der in dem Brustton der Überzeugung in persönlicher Rede seine Anschauungen verflücht.

Darnach ist die Vorstellung, die sich mancher von den Vorgängen in einem Schriftstellergehirn macht, abzuändern. Es wird nicht mühsam nach Stoff gesucht und gehascht, sondern die Gedanken drängen und jagen sich, die Gegenstände der Besprechung ringen mit einander um den Vorrang, und manchmal wird es schwer, die Auswahl zu treffen. Das so arbeitende Gehirn ist wie ein Automat, der nur überwacht und geregelt zu werden braucht. Die Gedanken kommen von selbst und ungerufen, und manchmal ist es schwer, die flüchtigen festzuhalten und in Zusammenhang zu bringen. Wohl mögen Zeiten der Gedankenebbe mit Zeiten der Gedankenflut abwechseln, wohl mag auf die stärkere Erregung zeitweilig verhältnismäßige Ruhe, etwas Mattigkeit und Erschöpfung folgen. Aber daß der Stoff nie ganz ausgeht, dafür sorgt das ganze heutige so reiche und wechselvolle Leben, das in seinen verschiedenen Formen und mit seinen mannichfachen, die Gemüter tief erregenden Bestrebungen immer zur Besprechung anreizt.

Das Mißtrauen gegen den Schriftsteller, besonders gegen den Tageschriftsteller, den Zeitungsschreiber, die Vorstellung, als ob er mühsam den Stoff heranhole und sich abquälen müsse, etwas für die Blätter passendes zu finden, als ob er dabei auf „Entenjagd“ gerate und dann wenigstens willkommenen Anlaß gefunden habe, der Stoffarmut durch Widerruf des vorher Gesagten abzuweichen, dieses auf Unkenntnis beruhende spießbürgerliche Mißtrauen mag wohl aus einer frühern Zeit stammen, wo der Pulsschlag des öffentlichen Lebens weniger stark und lebhaft war, wo sich das Leben in ärmern Formen abspielte, die Presse viel weniger verbreitet war und mit dem Gedankenkreis des Publikums in weniger inniger Verbindung stand. Man hört wohl noch mitunter das verächtliche Wort: „Die Zeitungen müssen doch etwas zu schreiben haben,“ womit gesagt sein soll, daß das, was die Zeitungen schreiben, ziemlich überflüssig sei. Dennoch ist in der Neuzeit auch dem Spießbürger das Bewußtsein von der Bedeutung der Presse aufgegangen. Denn auch er gehört heute zu den eifrigen Zeitungslesern. Sieht man doch oft, daß sich Kleinbürger und Arbeiter mit wahren Heißhunger auf die Zeitungen stürzen. Freilich erfordert die Ausbreitung des Lesebedürfnisses auch, daß sich der Lesestoff der Denkweise der weitesten Volkskreise anpasse. Das „Hineingreifen ins volle Menschenleben“ ist von seiner idealen Höhe herabgesunken, seitdem Goethe jenes Wort gesprochen hat. Über die Verflachung der Presse ist oft und mit Recht geklagt worden. Blätter, die sich mit Neuigkeitskrämerei beschäftigen und auf niedrigere Regungen des menschlichen Geistes spekuliren, gewinnen außerordentliche Ausbreitung und verdrängen die gediegnern Blätter. Und doch steht das Herabsinken der Presse mit der ganzen Entwicklung des modernen Lebens in

notwendigem Zusammenhang. Das Emporsteigen der untern Volksschichten, ihre Teilnahme an dem geistigen Leben der Nation mußte zu Anfang manche unerquickliche Erscheinung mit sich bringen. Besserung des Lesestoffs läßt sich nur durch Läuterung und Veredlung des Geschmacks der Lesenden, durch Hebung der Volksbildung allmählich bewirken. Die Zeitung, die der Mann aus dem Volke liest, ist das Bindeglied zwischen ihm und der großen Welt; sie übermittelt ihm auch aus engerm Kreise in anderer Form das, was er sonst durch Gespräch erfährt. Sie muß seinem täglichen gewöhnlichen Gedankenkreise angemessen, muß der echte Sprechsaal des Volkes sein. Dem Zeitungschreiber aber wird es um so eher gelingen, den rechten Ausdruck zu finden für das, was das Volk bewegt, je näher seine eigne Denkart der des Volkes verwandt ist, je mehr er mit dem Volk empfindet und seine Anschauungsweise versteht. Heute sorgt ein harter Konkurrenzkampf dafür, daß dem Geschmack der Leser aus allen Bevölkerungsklassen Rechnung getragen wird. Das Publikum zwingt die Presse in seinen Dienst, und dabei ist sie nicht auf der wünschenswerten Höhe stehen geblieben.

Auch die an sich wünschenswerte Ausbreitung des Interesses an politischen Fragen hat doch eine Behandlung der Politik mit sich geführt, die nicht mit Unrecht öfter als geschmacklos und einer wahren Volksbildung nachteilig bezeichnet worden ist. Das Werben um die Volksseele, das beständige Hineinpredigen auf das Volk hat dazu genötigt, die Politik dem Volke mundgerecht zu machen. Die Schwäche und die mangelhafte Begründung der politischen Glaubensbekenntnisse hindert nicht ihre Ausbreitung. Das Denken wird in eine einförmige Richtung gezwängt; die im Parteikampf gebrauchten Gründe und Schlagwörter wiederholen sich. Diese Einförmigkeit wird aber nie von den Parteifreunden, sondern immer nur von den Parteigegnern als ermüdend und langweilig empfunden. Und das Urteil der Parteigegner ist nicht ganz unverbächtig. Der Vorwurf, daß oft Gesagtes wiederholt werde, macht manchmal den Eindruck, daß man damit nur die Kraft der gegnerischen Gründe abschwächen wolle. In den Redekämpfen des Parlaments wie in dem Kampf der Presse kehrt beständig der Vorwurf wieder, man habe das, was dieser oder jener Parteiführer sage, was das eine oder andre Parteiorgan schreibe, schon unzähligemale gehört, daher könne es keinen Eindruck machen und sei höchst überflüssig. Von den Parteifreunden aber wird dem Redner Beifall geklatscht; es wird hervorgehoben, wie treffend seine Bemerkungen seien. Ähnlich ist es mit den Urteilen über die Äußerungen der Presse.

Sollten wir denn nun annehmen, daß es gewisse Parteien verstehen, immer neues vorzubringen, andre dagegen immer nur das alte wiederholen? Nein, die so erhobnen Vorwürfe sind in gewissem Sinne berechtigt, und doch betrifft der Tadel etwas, was von allen Erörterungen über die Gegenstände und Verhältnisse des menschlichen Lebens unzertrennlich ist. Es ist das Alte in immer neuer Form, was für die Menschheit ewig seinen Reiz behält. Wenn das Gesagte oder Geschriebne einem augenblicklichen lebhaften Empfinden Ausdruck giebt, wenn es an untrüglichen Merkmalen als der Ausdruck solches Empfindens erkannt wird, so vollbringt es seine Wirkung auf die Gleichgestimmten, wenn sie auch Ähnliches schon früher gehört haben.

Sind wir denn wirklich, mögen wir uns in Alltags- oder in Sonntagsstimmung befinden, immer so anspruchsvoll mit Bezug auf das „Neue,“ und können wir es sein? Von Akiba hier als Autorität anzuführen, würde nicht „neu“ sein. Einen hübschen Ausdruck aber hat Goethe dem Gefühl der Bedrückung über den unvermeidlichen Mangel an Originalität gegeben:

Man rühmt ihm dies, man preist ihm das:
 Er wäre gar gerne auch etwas.
 Wie er soll wirken, schaffen, lieben,
 Das steht ja alles schon geschrieben
 Und, was noch schlimmer ist, gedruckt.
 Da steht der junge Mensch verduckt,
 Und endlich wird ihm offenbar:
 Er sei nur, was ein andrer war.

Es kann nicht ernst gemeint sein, daß wir uns grämen sollten über die Unmöglichkeit, dem Menschenleben mit allen seinen Problemen ganz und gar neue Seiten abzugewinnen. Die tiefsten und herrlichsten Gedanken der Weisen verlieren nicht dadurch an Wert, daß andre vor ihnen ähnlich dachten und empfanden; wir werden nicht die überlieferten Geistesätze der Vorzeit durchstöbern, um ihnen ein Plagiat nachweisen zu können. Weil wir den Vorfahren verwandt sind, Menschen wie sie, mit ähnlichen Anlagen geboren, darum nimmt bei uns das Denken, das Fühlen, die Leidenschaft ähnlichen Ausdruck an und entspricht doch immer einem Bedürfnis, das bei uns mit derselben Ursprünglichkeit und Stärke vorhanden ist wie bei ihnen. Wir haben dasselbe lebhafteste, immer rege Verlangen, dem Ausdruck zu geben, was uns bewegt, oder das zu vernehmen, was sich uns als der treueste, zutreffendste Ausdruck des eignen Gefühls bekundet. Das Schöne, das Große, das Erhabne wirkt auf uns mit der unmittelbaren Gewalt, die es immer über das menschliche Gemüt übt und immer behalten wird. Wir haben das Bedürfnis, zu bewundern, zu verehren, zu lieben, wie das, zu hassen, wenn sich auch dabei die Empfindungen der Einzelnen kreuzen.

Neu war nicht das Christentum, nicht die Lehre Luthers; neu war so wenig der Darwinismus wie das Keplersche System. Weltbewegende Ideen, Glaubenssysteme, die die Gemüter der Menschen tief erregt haben, sind nie plötzlich aufgetreten; sie waren vorbereitet in dem Denken der Menschheit, wir finden ihre Keime lange vor der Zeit, wo sie festere Gestalt annahmen. Wissenschaftliche Wahrheiten von großer Bedeutung wurden nicht auf einmal entdeckt; es bedurfte, um sie zu finden, wiederholter Anläufe, bei denen man ihnen immer etwas näher kam. Aber wenn auch die Geistesarbeit der Menschheit nur durch ein Zusammenwirken vieler geschaffen wird, so hat doch der Einzelne, der hieran mitwirkt, jedesmal eine eigne, selbständige Arbeit zu leisten, und in seinem Innern findet eine Neuschöpfung statt. Große Menschen mit starken, ursprünglichen Anlagen haben sich durch tiefe Seelenkämpfe durchgerungen zu den Glaubenslehren, die mit zündender Kraft auf die Zeitgenossen wirkten, weil diese selbst in ihrem Innern die Wahrheit der verkündeten Lehre empfanden, und weil die verkündeten Sätze der Überlieferung sie kalt ließen. Die Geistesfähigkeit der Männer, die den Wissensschatz der Menschheit durch wertvolle Entdeckungen bereicherten, war etwas individuelles, ihnen eigentümliches. Der ganze schon gesammelte Vorrat menschlicher Erkenntnis war für sie nur ein Hilfsmittel; der ihnen selbst inwohnende Drang zum Forschen und Erkennen war die schaffende Kraft, durch deren Wirken der Fortschritt der Menschheit so wesentlich gefördert wird.

Und wie in den großen, so ist es in den kleinen Dingen des Lebens. Die Bedürfnisse des lebenden Geschlechts, bedingt durch die Beschaffenheit der menschlichen Natur wie durch alle die Verhältnisse, worin der Mensch aufwächst und lebt, diese mit unwiderstehlicher Macht sich geltend machenden Bedürfnisse sind der Rechtsanspruch, kraft dessen wir die Zeitfragen und Tagesfragen mit all dem Eifer erörtern, mit dem es geschieht. Weil sich die Aufgabe der Menschheit immer wieder

erneuert, und weil in dem Menschen ein Bewußtsein lebt von einer ihm obliegenden Aufgabe, weil von jedem Einzelnen aufs neue der Kampf aufgenommen werden muß um alles, was das Leben wertvoll macht, weil menschliches Glück und Wohlbefinden, im weitesten Sinne des Wortes verstanden, auch in seiner edelsten Bedeutung dem Menschen nicht als reife Frucht zufällt, sondern im Kampfe mit widrigen Mächten errungen werden muß, darum drängen sich den Menschen immer wieder die alten Fragen auf, wie das Leben richtig zu führen sei, wie der Erwerb zu sichern, wie das Staatswesen zu ordnen sei. Und weil das menschliche Leben so viel reicher und mannichfacher geworden ist, weil sich die menschlichen Bedürfnisse vervielfacht haben, und damit auch der Kampf um die Güter des Lebens schärfer geworden ist, so ist auch der Meinungskampf schärfer geworden, wie er denn auch viel mehr als früher an die Öffentlichkeit tritt und allgemeine Teilnahme findet.

Einförmigkeit aber, das Wiederholen derselben Redensarten, ist nicht bloß für den politischen Meinungskampf charakteristisch. Wir finden dieselbe Erscheinung auch da, wo das Hauptinteresse den engeren Verhältnissen zugewandt ist, wo der Beruf oder die häuslichen Angelegenheiten den täglichen Gegenstand der Erörterung bilden. Hat dich nie ein Bekannter durch allzu ausführliche Darlegung seiner Berufsjorgen und Berufsschwierigkeiten gelangweilt, nie eine Mutter durch beständiges Rühmen der Vorzüge ihrer Kinder? hast du nie Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß ein paar alte Freunde täglich ziemlich dieselben Gesprächsgegenstände mit einander verhandelten, dabei leidenschaftlich bis zur Gefahr gründlicher Entzweiung mit einander stritten und sich nach diesem täglichen Gedankenaustausch immer wieder sehnten und ihn auffuchten? oder daß ein Elternpaar um die Kindererziehung oder die häuslichen Angelegenheiten einen niemals endenden Kampf führte, dessen tägliche Erneuerung ihnen dennoch ein unentbehrliches Bedürfnis war?

Je stärker das Interesse für irgend einen Gegenstand ist, desto lebhafter ist das Bedürfnis, sich mit diesem Gegenstande fortwährend zu beschäftigen. Und je fester die Überzeugung ist, daß gerade das, was wir wollen, das Richtige sein müsse, desto lebhafter ist der Unwille über den Widerspruch, den wir finden, über die Verstocktheit, die sich unsern Gründen verschließt. Darum wundert euch nicht, daß Rede und Gegenrede über politische Fragen immer ihren Reiz behält für die, die sich berufsmäßig mit der Politik beschäftigen; urteilt auch nicht zu hart über die politischen Kampfhähne, die im Eifer wohl einmal des Guten zu viel thun. Es ist merkwürdig: gerade in Zeiten, wo gewisse politische Fragen den Hauptgegenstand der Erörterung bilden, oder fast nur eine einzige wichtige Frage, wie in einem Wahlkampfe, wo beständig auf das Volk eingepredigt wird, um es von der Wichtigkeit dieser Frage zu überzeugen, erschöpft sich doch nicht das Interesse an dem Gegenstande, die geistige Spannung erhält sich bis zum Tage der Entscheidung. Es ist merkwürdig und doch wohl verständlich, da von dieser Entscheidung so viel abhängt, daher auf beiden Seiten alle Kraft darauf verwandt wird, sie in dem gewünschten Sinne herbeizuführen. Die massenhaften Reden des amerikanischen Silberagitators Bryan sind schwerlich sehr reich an Abwechslung gewesen, sie drehten sich um die zur Genüge erörterte Tagesfrage; dennoch lohnte ihn stets stürmischer, brausender Beifall. Seine Anstrengungen freilich waren nutzlos, weil die von ihm verfochtene Sache zu schlecht war, als daß man durch Advokatenkünste die Mehrheit des Volkes für sie hätte gewinnen können. Wochenlang ist Tag für Tag in den Blättern der Vereinigten Staaten die Silberfrage erörtert worden, hat dieselbe Frage das Tagesgespräch gebildet. Ähnliche Zeiten der Erregung haben auch wir durchgemacht, und es wird wohl manchem andern so ergangen sein wie mir, daß in solcher Zeit

das Zeitunglesen für ihn das meiste Interesse hatte. Man findet manches Urteil in den Blättern, mit dem man übereinstimmt; man wird auch angeregt durch die Ausführungen der Gegner. Man „weiß“ in solcher Zeit am meisten, weil die innere Erregung nach Ausdruck verlangt.

Überdies aber bietet auch außer der Zeit der Wahlkämpfe die Tagespolitik ein reiches, immer wechselvolles Bild dar. Namentlich die deutsche Politik hat in den letzten Jahren fast einen „sensationellen Charakter“ gehabt. Die politischen Vorgänge in Deutschland haben nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch im Auslande große Aufmerksamkeit erregt. Und wenn es auch nicht wahr ist, was den Zeitungsschreibern nachgesagt wird, daß sie künstlich Erregung hervorzubringen suchten, weil das ihr Geschäft so mit sich bringe, so muß doch zugegeben werden, daß in den Vorgängen selbst etwas liegt, was ihnen ihre Aufgabe sehr erleichtert. Dabei haben wieder die Betrachtungen eine gewisse Einförmigkeit, und dennoch erklärt es die Bedeutung der Gegenstände, daß man immer wieder auf sie zurückkommt. Wenn der Kaiser die Rekruten vereidigt oder einen Trinkspruch ausbringt, wenn der Alte im Sachsenwalde seine Stimme erschallen läßt, so erhalten wir keine neuen Aufschlüsse über die Denkart dieser hohen Herren, die ist längst bekannt, und doch jechen sich jedesmal im Inlande wie im Auslande die Federn in Bewegung.

Daß die Leidenschaften im Parteikampf erregt werden, ist oft genug tadelnd hervorgehoben worden. Und gewiß, es wäre herrlich, wenn wir alle mit einander in Frieden leben könnten. Niemandem aber kann es zum Vorwurf gemacht werden, daß er das Böse, das Verkehrte bekämpft. Nie sind tiefwurzelnde Übel durch akademische Erörterungen beseitigt worden, nie hat Ungerechtigkeit ohne Kampf ihren Besitz preisgegeben. In großen, für die Geschichte der Völker wichtigen Ereignissen ist Leidenschaft und Erregung die treibende Kraft gewesen. Wenn aber auch der Besserungszeifer berechtigt ist, so ist es doch bedauerlich, daß wir uns so wenig darüber einigen können, wo das Böse und Verkehrte steckt. Da meint der eine, die Juden seien an allem Übel schuld. Ich schwärme nicht für das antisemitische Programm, aber ich kann es begreifen, daß, wenn jemand glaubt, unser Volk könne erst dann von allen Leiden genesen, das Leben könne erst dann reizvoll werden, wenn die Juden aus dem Lande gejagt oder unschädlich gemacht, zu Staatsbürgern zweiter Klasse gemacht seien, er seine Kraft daran wendet, das durchzusetzen. Und wenn mich die Einförmigkeit antisemitischer Blätter in Erstaunen setzt, wenn ich mich darüber wundere, daß die beständig wiederholten Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Juden für die Leser einen Reiz behalten, so finde ich doch die Erklärung dafür in der ganz eigentümlichen Denkweise des Antisemiten. Den Antisemiten langweilt jedes Gespräch, das sich nicht um die Juden dreht. Er fühlt sich erst in seinem Elemente, wenn er seinem Ärger über die „fremde Rasse“ in möglichst kräftigen Ausdrücken Luft machen kann. Was Wunder, daß er auch beim Lesen nach derselben Kost verlangt! Ebenso will der echte, eingeschworne Anhänger des agrarischen Programms alle Tage von der „Not der Landwirtschaft“ und des ganzen „Mittelstandes“ und von der Notwendigkeit durchgreifender „Reformen“ hören, der Sozialist von dem Übel des „Kapitalismus“ und von der Verderbnis der „Bourgeoisie.“ Andre sehen in der „Nebenregierung“ oder im „Militarismus“ die Wurzel alles Übels. Und wer diese Ansicht teilt, wird auch davon überzeugt sein, daß diese Übel nur durch kräftigen Unwillen beseitigt werden können. Denn die „Nebenregierung“ und der „Militarismus“ haben sehr mächtige Stützen.

Wo ist nun in allen diesen Kämpfen das Wahre und Richtige zu finden?

Leider haben sie eine sehr ernste Seite. Denn das Wahre und Richtige muß bei Strafe von den Völkern gefunden werden, und wenn Warnungen verachtet wurden, haben Völker durch schwere Erfahrungen über ihre Irrtümer belehrt werden müssen. Mitunter aber könnte es scheinen, als wenn das Hin- und Herschwanen der Waage zwischen den Parteien nicht durch ernste Notwendigkeit, durch die unabwiesbaren Bedürfnisse der Völker bestimmt würde, sondern durch Willkür und Laune, durch ein Bedürfnis nach Wechsel, das man der Modesucht der Frauen vergleichen könnte. In den Ländern, wo der Volkswille die Gesetzgebung beherrscht, sehen wir, daß von der einen Wahlperiode zur andern die herrschende Partei die gesetzgeberische Macht an die Gegner abgeben muß. Ist man der Versprechungen und Schlagwörter der einen Partei müde geworden, sieht man, daß ihre Leistungen den Erwartungen nicht entsprechen, so versucht man es zur Abwechslung einmal mit den Gegnern und findet nach einigen Jahren heraus, daß sie es auch nicht besser machen. Dies Hin- und Herschwanen der Volksmeinung von der einen Parteigruppe zur andern innerhalb einer Wahlperiode hat sich zeitweilig auch bei uns bemerkbar gemacht, wenn auch nicht in so starkem Grade, wie denn bei unsern politischen Verhältnissen diese Schwankungen die Gesetzgebung weniger stark beeinflussen als in andern Ländern. Deutlicher aber ist ein Wechsel der Anschauungen in längern Zeiträumen bemerkbar, an dem sich nicht bloß unser Volk, sondern mehr oder weniger die ganze Kulturmenscheit beteiligt. Auf religiösem Gebiete wechseln Skeptizismus, Freigeisterei oder kirchlicher Liberalismus und Orthodoxie mit einander ab, auf politischem Konservatismus und Liberalismus, mit denen neuerdings der Sozialismus um die Herrschaft ringt, diese jugendkräftig dastehende Geistesrichtung, die zum Teil auch die außerhalb der eigentlichen Partei stehenden Volksschichten durchsäuert. Dieser Wechsel stellt sich dann oft als ein Gegensatz zwischen Alten und Jungen dar. Die Jungen brüsten sich mit ihrer Weisheit, verwerfen und verachten die Ideale des ältern Geschlechts. Mir fällt dabei ein, daß ich einmal einen alten Hofbesitzer, der den Besitz an seinen Sohn abgegeben hatte, wehmütig Klagen hörte, es sei, als ob die Söhne einen gewissen Widerwillen gegen das hätten, was die Väter geschaffen haben. Der Vater hatte vor dem Hause Bäume gepflanzt und mit Sorgfalt großgezogen. Der Sohn hieb die Bäume um, weil er meinte, sie nähmen zu viel Licht weg und schädeten der Gesundheit. Zu der Väter Zeiten hatte man solche Sorgen nicht gekannt; da betrachtete man den Baum vor dem Hause als einen Schmuck.

Woher kommt die Opposition der Jugend? Bei regierenden Fürstenhäusern hat man von einer Kronprinzenpolitik gesprochen, die zu der Politik des regierenden Fürsten im Gegensatz stehe. In engerm Verhältnissen kommt aber ähnliches vor. Die Söhne stehen oft unter einem Zwange, der ihre Thatkraft hemmt, sie am selbständigen Handeln nach eigenem Gutdünken hindert; daher verrichten sie die im Auftrage des Vaters ausgeübte Thätigkeit mit einem gewissen Widerwillen. Es werden ihnen zu einseitig Lehren gepredigt, für die sie kein Verständnis haben. Sie sind scharfe Kritiker, und oft mag ja ihre Kritik berechtigt sein. Sie erkennen die Mängel der Methoden oder Anschauungen der Väter. Das Alter ist geneigt, an dem Gewohnten festzuhalten, wenn die Zeitverhältnisse eine Änderung des Verfahrens erfordern. Ist es so auf dem Gebiete der privaten und geschäftlichen Thätigkeit, so mögen ähnliche Ursachen den Wechsel der Anschauungen im öffentlichen Leben bewirken. Wer nicht glaubt, daß das, was in einem Falle richtig war, es immer sein müsse, der wird auch zugeben, daß politische Grundsätze nicht star und unbeweglich sein und für alle Verhältnisse und Zeiten gleichmäßig Geltung haben

können, sondern daß die Aufgabe der Politik darin besteht, das, was in jedem Falle not thut, herauszufinden. Der menschliche Geist aber ist geneigt, nach einmal gemachten Erfahrungen zu urteilen, besonders auch die in der Jugend empfangnen Eindrücke zäh festzuhalten. Daher die Einseitigkeit, die Neigung, zu weit in einer Richtung zu gehen, bis Umkehr nötig wird, bis das Pendel nach der andern Seite ausschlägt, und dann vielleicht wieder zu weit.

Auch die menschlichen Ideale leiden an der Unvollkommenheit alles Menschlichen. Sie sind der Gefahr ausgesetzt, ihren Wert und ihre Kraft zu verlieren, besonders wenn sich mißbräuchlicherweise unlautere und selbstsüchtige Beweggründe mit dem Ideal zu decken suchen. Wenn die Ideale zu inhaltsschweren Schlagwörtern werden, die das Herz kalt lassen, so ist der Kampf gegen den Mißbrauch berechtigt.

Ist es dann aber nicht sehr traurig, daß sich das Denken der Menschheit sozusagen im Kreise bewegt, und könnte man nicht daran zweifeln, ob die Menschheit auch nur ein wenig vernünftiger wird, wenn aus den Irrtümern des einen Geschlechts das nachfolgende nur die Lehre zieht, daß man zu der Weisheit der Großväter zurückkehren müsse? Erinnern wir uns des Lessingschen Wortes, daß nicht der Besitz der Wahrheit, der für den Menschen nicht zu erlangen sei, sondern das immerwährende Streben nach der Wahrheit dem Menschenleben seinen Wert verleihe. Der Wert der Ideale liegt in ihrer veredelnden Kraft, und diese ihre Wirkung zu prüfen, dazu sind wir viel eher imstande, als zu entscheiden, ob sie unbedingte Wahrheit enthalten. Aber auch wer in gewissen Idealen unbedingte Wahrheit zu besitzen meint, wird doch, wenn er milde und gerecht urteilt, zugeben, daß der Irrende, der sich redlich bemüht, die Wahrheit zu finden, Verzeihung finden darf. Wie begreiflich auch der Wunsch sein mag, daß sich Ideale, die man selbst hoch hält, von Geschlecht zu Geschlecht vererben, es sollte doch bedacht werden, ob nicht gerade das allzu eifrige Bestreben, die Ideale gleichsam festzulegen und gegen die Schwankungen der Zeitströmungen zu schützen, eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, ob nicht dadurch die Oppositionslust der Jugend geweckt wird. Die Erfahrung hat oft gelehrt, daß der Einfluß des Elternhauses und der Schule auf das heranwachsende Geschlecht nicht Stand hält gegen moderne Einwirkungen, gegen die man Geist und Gemüt der Jugend nicht abschließen kann, daß, je ausdringlicher die Versuche an die Jugend herantreten, Denken und Empfinden von vornherein für eine bestimmte Geistesrichtung gefangen zu nehmen, desto lebhafter oft der dadurch erregte Unwille ist. Das oben angeführte Goethische Wort ist insofern wahr und zutreffend, als in jedem denkenden und urteilsfähigen Menschen sich der Drang nach Selbständigkeit geltend machen und er das Recht beanspruchen wird, die höchsten und wichtigsten Fragen des Lebens nach eigener reiflicher Prüfung zu entscheiden.

Wer sich nicht durch pessimistische Anwandlungen den Blick trüben läßt, wird durch den Wechsel der Zeitströmungen und den Wirwar der Tagesmeinungen hindurch dennoch einen Fortschritt der Menschheit entdecken; er wird auch, ob er manches Verkehrte zu tadeln findet, den Glauben festhalten an die Tüchtigkeit und Jugendkraft unsers Volkes, das sich kaum erst einen würdigen Platz unter den Völkern erstritten hat, und das die den gesunden Sinn unwuchernden Ranken des Irrtums abstreifen wird.

Die aber, die dem Volke seine geistige Tageskost zubereiten, die seine Lehrer und Erzieher sein sollten, werden ihren Beruf dann am treuesten erfüllen, wenn sie sich nicht sklavisch der Tagesmeinung unterwerfen und ihren Wandlungen an-

zupaffen suchen, sondern die Überzeugung vertreten, die sie sich durch reifliche Prüfung der Verhältnisse gebildet haben. Sie allerdings, als Kinder ihrer Zeit, werden beeinflusst sein von den Geistesströmungen der Gegenwart. Die Übereinstimmung zwischen dem Zeitungschreiber und dem Publikum besteht darin oder sollte darin bestehen, daß sich den Gleichgestimmten ähnliche Wahrnehmungen aufdrängen, und daß der Wortführer der Menge aus eigenem Empfinden heraus so redet, wie allen zu Mute ist.

Aber haben denn die Zeitungschreiber überhaupt einen Beruf? Bismarck hat sie als Leute, die ihren Beruf verfehlt haben, bezeichnet. Das mag insofern richtig sein, als es wohl verhältnismäßig recht selten vorkommt oder bisher wenigstens vorgekommen ist, daß sich jemand auf diesen Beruf von früher Jugend an förmlich vorbereitet. An der Presse wirken viele mit, die einen andern Beruf aufgegeben haben, und oft haben sie in ihrem frühern Beruf Schiffbruch gelitten. Ich gebe zu, daß dadurch der Dilettantismus in der Tagespresse gefördert worden ist. Die Presse aber hat sich auch erst in der Neuzeit zu ihrer heutigen Bedeutung emporgearbeitet und befindet sich gewissermaßen in einer Übergangszeit. Aus dem Urteil Bismarcks spricht die herkömmliche Geringschätzung, die so oft von den Praktikern, den Männern der That, den von Ankel Bräsig verächtlich als „Drähnbartels“ bezeichneten Männern des Wortes gezeigt worden ist. Wie oft aber war das Wort der Vorläufer der That! wie oft wurde die Saat zu geschichtlichen Ereignissen von Männern der Feder ausgestreut! Der journalistische Stand hat, wie jeder andre, seine unsaubern Bestandteile; er ist besonders in heutiger Zeit der Versuchung ausgesetzt, seiner idealen Bestimmung untreu zu werden. Daß aber ein Beruf, nach dessen Thätigkeit in der Gegenwart offenbar ein lebhaftes Bedürfnis vorhanden ist, überflüssig sei, kann Bismarck unmöglich im Ernst gemeint haben; weiß er doch selbst die Bedeutung des gesprochenen und geschriebnen Wortes wohl zu schätzen, ist er doch selbst ein Meister der Rede und Schrift, und hat er doch selbst von der Macht der Presse den ausgiebigsten Gebrauch gemacht.

Was mich betrifft, so kann ich wohl sagen, daß, obgleich ich mich erst in spätern Jahren der schriftstellerischen Thätigkeit zugewendet habe, ich doch darin erst meinen wirklichen Beruf gefunden habe, wenn der wahre Beruf des Menschen der ist, zu dem er am meisten Anlage und Neigung in sich verspürt. Schulung und Übung hat unendlich viel dazu gethan, daß ich mich in diesem Beruf nach dem Verlassen eines andern erst wieder heimisch fand. Mein Denken und mein Interesse hat sich andern Gegenständen zugewandt als früher. Daß ich mich jemals zum politischen Tageschriftsteller ausbilden könnte, hätte ich in frühern Jahren nicht geglaubt, und ich würde jeden ausgelacht haben, der es mir prophezeit hätte. Die Neigung zur Schriftstellerei hat sich erst im Laufe der Zeit bei mir ausgebildet. Dennoch glaube ich bei einem Rückblick in die Vergangenheit in den Beschäftigungen meiner Kindheit schon eine Anlage zu entdecken, die mich gewissermaßen zu meinem jetzigen Beruf eben so sehr befähigte, wie sie mir die praktische Thätigkeit erschwert hat, die Neigung zu träumerisch sinnender Betrachtung, zum Ausspinnen von Gedankenreihen.

